

# Fränkisches Sonntagsblatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.  
Verlag von Edwin Boege's Buchdruckerei, Eltville a. Rh.

## Deutsches Blut.

Novelle von Gertrud Krampe.

(Fortsetzung.)

**L**ast du im Ausland so klein von deinem Volk denken gelernt, Gerhard? Wann würde wohl ein Deutscher sein Vaterland im Stich lassen!

Gerhard Hofer lächelte leicht.

„Ach, Kind — das klingt ja recht hübsch, aber — na, veressen wäre ich auch gerade nicht darauf, mir die Rippen entzweischneiden zu lassen.“

„Gerhard! Du, der Sohn eines Offiziers, sprichst so?“

„Halb verlegen, halb geärgert, sprang der Getadelte auf.“

„Komm' mir um Himmels willen nicht feierlich, Beate! Du machst ja gerade ein Gesicht, als wäre ich ein Landesverräter.“

„Ich wollte Dich gewiß nicht kränken, Gerhard.“

„Na, ist schon gut, Schwesterchen.“ Gerhard strich Beate, rasch versöhnt, über das wellige Scheitelhaar. „Wie sind wir denn überhaupt auf das kriegerische Thema gekommen? Ja so — das Bildnis von Onkel Gordon ist schuld daran.“

„Woran ist denn Onkel Gordon schuld, Papa?“

„Erst sagt man „Guten Morgen“ nicht wahr, mein Sohn?“

Gerhard sah seinen Sprößling strafend an, dann schob er ihn lächelnd der Schwester zu. „Du mußt den kleinen Nase-weis mal ein wenig erziehen, Beate. Respekt hat er nur vor der englischen Großmama. Sonst vor niemand.“

„Pöb“, machte Theo verächtlich. „Hab' ich garnicht. Die deutsche Großmama hab' ich viel mehr gern. Dich auch, Tante Beate“, fügte er treuherzig hinzu.

Beate zog den schlanken, hübschen Jungen zärtlich an sich.

„Wir haben Dich auch sehr lieb, Theo,

und freuen uns, wenn Du gern bei uns bist.“

„Warum sagst Du immer Theo — Tante Beate? Ich heiße doch Teddy. Alle sagen so.“

„Du bist doch auf den Namen Theodor getauft“, erklärte Beate ihrem Neffen.

„Papa ist auch ein Deutscher. Und er spricht immer englisch mit uns.“

„So — Du Schlingel? Und von wem hast Du denn deutsch sprechen gelernt?“

„Von Adolf, Papa“, kam es über-raschend zurück.

Beate lachte herzlich.



Der Komfort in einem französischen Schützengraben.

Der Schützengraben ist sehr behaglich eingerichtet und die Soldaten können sogar warme Bäder nehmen. Das angeheizte Wasser wird durch ein Gefäß in der Decke heruntergelassen, sodaß die Badenden auch duschen können.

Theo ist die deutsche Abkürzung. Teddy ist die englische Form.“

„Sprichst Du immer nur deutsch? Immer nur?“ wunderte sich der Knabe.

„Gewiß, Theo. Ich bin doch eine Deutsche.“

Theo sah nachdenklich zu seinem Vater auf.

„Wer ist denn dieser sprachkundige Adolf?“ erkundigte sie sich.

„Ein Junge von vielleicht dreizehn Jahren, den ich aus Mitleid ins Haus genommen“, gab Gerhard seiner Schwester Auskunft. „Seine Eltern waren deutsche Auswanderer. Strebsame, sehr anständige Leute. Sie hatten wohl mal bessere Tage



hier gesehen. Na, wie's so geht. Ihre Heimat erschien ihnen plötzlich zu eng. Sie wollten auch etwas vor sich bringen, sagte der Mann. Ihr Junge sollte sich mal nicht herumstoßen in der Welt, sondern ein festes Bestitztum haben. In Deutschland war das mit zu viel Schwierigkeiten und Kosten verknüpft, so wanderten sie aus. Man hatte ihnen wohl Märchen vom Wunderland Indien vorträgt — vom Ernten, ohne gesät zu haben, und dergleichen mehr. Sie kamen in Bombay an und fielen schon am ersten Tag einem englischen Agenten in die Hände. Er versprach ihnen eine Farm zu besorgen, oder hatte sogar schon eine auf Lager, die märchenhaften Ertrag lieferte. Kurz, er ließ sich den Vorstoß auf diese Insel der Seligen sofort in bar auszahlen und — verschwand. Genau wie im Märchen. — Ein halbes Jahr haben sie sich dann so durchgewürgt, bis sie auf Empfehlung zu mir kamen. Ich habe ihnen Unterkunft verschafft und auch Arbeit. Leider erkrankten beide bald am Fieber und starben sehr schnell hintereinander. Den Jungen nahm ich darauf zu mir. Er ist gewandt und anständig und auch sehr bescheiden. Ich will ihn noch ein paar Jahre die Schule in Rastutta besuchen lassen, dann soll er praktisch lernen, wozu er Lust hat. Inzwischen macht er sich nützlich, wo er kann. Und Teddy hängt an ihm wie eine Klette. Höchstens Onkel Gordon läuft dem Adolf den Rang ab — wie Wubi?

„Nö — Papa — nicht mehr.“ Theo steckte die zu Fäustchen geballten Händchen in die Taschen seines dunkelblauen Samtkittels. Haltung und Gesichtsausdruck bekundeten seinen Widerspruch sehr deutlich. „Ja — wie kommt denn das, Teddy?“ wollte der Papa wissen.

„Onkel Gordon hat gelogen, Papa.“ „Aber Jungel! Was förderst Du heut alles zutage.“

„Ist doch wahr, Papa! Onkel Gordon hat gesagt, wenn man in Deutschland landet und geht vom Schiff, bekommt man gleich einen Helm auf den Kopf und einen Säbel in die Hand. Das ist doch garnicht so.“

Die Blicke der Geschwister kreuzten sich. Solche Wippen macht Onkel Gordon also — hm —. Das war natürlich nur Spaß, Theo. Sieh — da kommt die Mama,“ lenkte er ab.

Gerhard Hofer ging seiner Frau schnell entgegen und küßte ihr ritterlich die Hand, während Theo seine schöne Mutter mit beiden Armen umschlang und seinen blonden Lockenkopf zärtlich in die Falten ihres hellblauen Morgenkleides schmiegte.

Beate, die sich ebenfalls erhoben, betrachtete die hübsche Gruppe mit prüfendem Blick. Die dunkeläugige, zierliche Frau schien sich recht wohl bewußt zu sein, wie reizend sie in diesem Augenblick wirkte. Ein kleines, eitles Frauenlächeln teilte ihre Lippen.

„Meine beiden Verehrer lassen nicht zu, daß ich Dich begrüße, Beate.“

Beate überwand ihr innerliches Widerstreben und reichte der Schwägerin freundlich die Hand zum Morgengruß. Ihre Frage, ob Vizzi gut geruht habe, klang ehrlich besorgt und herzlich.

„Wenn Du sonst noch irgend etwas vermisst, brauchst Du es nur Mama oder mir zu sagen, liebe Vizzi. Wir wollen

doch gern, daß Du Dich völlig heimisch bei uns fühlst.“

„O — danke, Beate.“ Vizzi blickte verloren zum Fenster hinaus. Der brennend-rote Mund in dem zarten Antlitz zuckte, wie in leisem Spott. Heimisch — wie konnte sie sich je heimisch fühlen in diesem frostigen Lande — unter diesen kühlen, steifen Menschen, die in jedem Wort, jedem Blick so gemessen und korrekt waren, die immer nur von Pflichten sprachen und von Arbeit. So nüchtern und grau, wie der Tageschein draußen über der verschneiten Landschaft lag, so war das Leben hier. Das süße Nichtstun kannte man nicht, das Liegen in der Sonne — das Träumen unter duftenden Wunderblumen. — Hier blühten Eisblumen am Fenster. — Vizzi hob fröstelnd die Schultern.

„Ist Dir kalt, Viebling?“ Gerhard griff prüfend nach den Händen seiner Frau und dann tröstete er: „Daß die Sonne jetzt nur ein paar Tage warm scheint, dann schmilzt der Schnee und wir haben Frühling. — Frühling in deutschen Landen — ah — darauf freu' ich mich!“

Gerhard Hofer dehnte die Brust und reichte die Arme. Wertwürdig, wie die Heimatluft ihn belebte. Schade, daß er sein Matgerät mit den übrigen Sachen verpackt hatte. Nun konnte er nicht eher beginnen, als bis die Koffer eintrafen. Der Aufschub dünkte ihm plötzlich unerträglich. Dabei handelte es sich höchstens um Tage. Und dabei hatte er Pinfel und Palette oft monatelang nicht angerührt, ohne das er auch nur die geringsten Gewissensbisse deswegen verspürte.

Nach Tisch begleitete Gerhard Hofer seine Schwester auf einem Gange in die Stadt, und da entwickelte er ihr unterwegs einen Plan, den er sich inzwischen zurechtgelegt.

„Ich habe vorhin schon mit Mama gesprochen, Beate. Ich möchte mir die große, helle Mansardenstube, die nach dem Garten hinausgeht, zum Studio einrichten. Oberlicht wird sich leicht schaffen lassen. Was meinst Du, ob ich gleich einmal mit einem Baumeister Rücksprache nehme?“

Beate redete ihm zu. Sie freute sich über des Bruders Arbeitslust und mehr noch darüber, daß er sich auf einen längeren Aufenthalt einrichtete. Da sie gerade in der Nähe eines Baubüros waren, lenkten sie ihre Schritte dorthin. Die Gelegenheit war schnell besprochen und geordnet. Schon am nächsten Tage sollte mit dem Bau begonnen werden.

Als die Geschwister wieder auf die Straße hinausstraten, trafen sie zufällig mit Ursula Venz zusammen. Beate stellte vor und dann gingen sie plaudernd ein Stückchen miteinander weiter.

Ursulas kleine Junge stand kaum einen Augenblick still. Ihr brannten eine Menge Fragen auf dem Herzen. Und da Gerhard Hofer liebenswürdig genug war, ihre Witzbegier, soweit Ort und Zeit es gestatteten, zu befriedigen, eroberte er sich schon in dieser ersten Viertelstunde Ursulas Herz. Als sie sich endlich verabschiedet hatte, schob Gerhard seinen Arm unter den der Schwester.

„Sag mal, Beate, reden alle Ebershagerinnen soviel?“

„Gefällt Dir die Ursel nicht?“ fragte Beate erstaunt zurück.

„O, das will ich nicht sagen. Gefallen hat sie mir schon. Das Gesicht ist sogar allerliebste. Und die festen, etwas bubenhaften Bewegungen passen zu ihrer Erscheinung. Zum Beispiel — als Pud, mit einer spitzen Kapuze auf dem rotbraunen Kraushaar, möchte ich sie schon einmal malen —“ schloß er sinnend.

„Da würdest Du es aber wohl mit dem königlichen Opernsänger Herrn Luz Freising zu tun bekommen, mein Lieber,“ wandte Beate trocken ein.

„So,“ wunderte er sich, „Fräulein Venz ist verlobt? — Das wußte ich ja nicht. — Aber der Herr dürfte am Ende mit sich reden lassen? Wie? Ich bin ja doch ein verheirateter Mann. Schließlich könnten Du oder Vizzi ja auch als Ehrendame bei den Sitzungen zugegen sein.“

„Wenn es Dir Ernst ist, Gerhard, gewiß. Auf mich kannst Du jederzeit zählen.“

Gerhard drückte dankbar der Schwester Hand. Das Wort tat ihm seltsam wohl. Welche Ruhe das gab, zu wissen, da war ein Mensch, auf den man unbedingt Verlaß. Er ließ sich immer finden, war stets da, wenn man ihn brauchte.

„Ich wünsche — Vizzi gäbe mir einmal solche Antwort,“ sagte er halbblau vor sich hin.

Beate wußte nichts zu erwidern. Sie fühlte, die Worte waren garnicht für sie bestimmt gewesen. Aus schweren Gedanken heraus hatte ihr Bruder sie gesprochen. Und vielleicht reuten sie ihn jetzt schon.

Schweigend legten sie die letzte Strecke bis zu ihrem Hause zurück.

Im Vorgarten stießen sie auf Theo. Zwischen zwei hohen Schneebürgen kauerte er seelenvergnügt und formte Schneebälle. Seine Wädhchen waren rot vor Eifer und Kälte. Die Füße, ohne Gamaschen und Ueberschuhe, steckten bis zu den Knien in der weichen, feuchten Masse. Er hatte weder einen Mantel an, noch seine Mütze auf.

„Welche Uebernunft, das Kind so leicht gekleidet ins Freie zu schicken!“

Beate wuschte ihrem Neffen die nassen Händchen ab und klopfte ihm den Schnee von den Füßen. Gerhard war mehr ärgerlich als besorgt. „Ein Schnupfen ist schließlich nicht so schlimm,“ meinte er, „aber soviel Frauen im Haus und keine hat Zeit für den Jungen und zieht ihn warm an — das ist doch ein tolles Stild. Weiß denn Mama, daß Du hier draußen spielst, Teddy?“

„Wie soll sie denn, Papa — Mama ist Euch doch suchen gegangen.“

„Uns suchen? Das ist wohl nicht gut möglich. Vizzi traut sich doch nicht hinaus in den Schnee. Noch dazu allein.“

„Mama wird ja Bescheid wissen,“ meinte Beate und ging beiden voraus ins Haus.

Die Frau Oberst war sehr erstaunt, daß ihre Kinder ohne die Schwiegertochter wieder kamen und erschraf, als Beate ihr erzählte, wo und wie sie den Knaben gefunden.

„Das verstehe ich nicht. Vizzi klagte über Kopfschmerzen und wollte ein wenig Luft schöpfen. Sie ließ sich von mir den Weg beschreiben, den Ihr kommen mußtet. Sie sagte, Theo nähme sie mit. Sonst



hätte ich mich doch um das Kind gekümmert, Gerhard."

"Das weiß ich ja, Mamachen. Rege Dich doch nicht auf. Dem Schlingel wird das Schneebad nichts schaden. Aber es ist Sache meiner Frau, daß sie ihren Jungen in sichere Obhut bringt, ehe sie das Haus verläßt."

Frau Lizzi war empört, als sie von ihrem Mann bei ihrer Rückkehr mit Vorwürfen empfangen wurde. Sie bediente sich ihrem Gatten gegenüber meist der englischen Sprache. Im Beisein ihrer Verwandten hatte sie es bisher vermieden, aber jetzt ließ sie diese Rücksicht fallen. In mehr wie erregtem Ton und überstürzten Wortschwall verwehrt sie sich gegen jede Verantwortung, erklärte es für eine starke Zumutung, daß sie die Rolle einer Kinderwärterin übernehmen solle und brach schließlich in ein heftiges, nervöses Schluchzen aus.

Beate und ihre Mutter hatten gleich zu Beginn des Streites schweigend das Wohnzimmer verlassen. Aber sie fanden auch noch keine Worte, als sie dann allein an Theos Bettchen standen und auf das friedlich schlummernde Kind blickten. Sie lauschten beide angestrengt auf das unbeherrschte Weinen, das von unter herauf durch die Decke drang, und auf die dunkle Männerstimme, die sanft begütigend dagegen sprach.

Die alte Dame strich zärtlich über den Totenkopf ihres Enkels.

"Er muß sie doch sehr lieb haben, Beate," sagte sie leise, "das dürfen wir nie vergessen."

Beate zog die Augenbrauen zusammen. Sie widersprach nicht und stimmte auch nicht zu. Sie neigte sich still über den Knaben und küßte ihn auf die Stirn.

"Wie er seinem Vater im Schlaf doch ähnlich sieht! Macht Dich das nicht auch froh, Mama?" fragte sie.

Frauhofer nickte, aber sie seufzte dabei.

"Er hat doch fremdes Blut in den Adern, Beate. Ob sich das nicht später bemerkbar machen wird? Lizzi ist deutschem Wesen von jeher abhold gewesen. Sie wird auch ihrem Sohn keine Liebe dafür einflößen. Jetzt ist Theo ja noch jung und schmiegt sich jedem an, der lieb zu ihm ist, aber laß ihn größer werden, dann wird es sich erweisen, welcher Einfluß der stärkere war."

(Fortsetzung folgt.)



## Feigheit!

Kriegserzählung von Albert Petersen.

Nach der erschöpfenden Blut der Mittagssonne warfen die schräg einfallenden Strahlen jetzt am Vorabend die Schatten der Villen und Bäume breit über die vornehme Straße. Wie aus weiter Ferne drang gedämpft das Rollen der Lastfuhrwerke und das Rattern der Elektrischen. In den Villengärten, welche die stille Straße begrenzten, prangten auf den Rasenbeeten hochstodige Rosen, gefüll-

ter Rohn und dickköpfige goldgelbe Nelken. In den Blumentöpfen der Loggien wucherten feuerrote Geranien, an den Frontwänden flammten blaue Clematis empor.

Hell leuchtend hoben sich zwei blendendweiß gekleidete Gestalten von dem rings vorherrschenden Grün ab. Eine schlanke Dame, unter deren breitrandigem Panama ein blondumrahmtes feines, kühl schönes Antlitz mit stolzen blaugrauen Augen in die prangende Mittsommerwelt blickte. Neben ihr schritt ein junger Mann. Die Gestalt lang aufgeschossen, noch ein wenig schmal, das Gesicht bart- und faltenlos wie das eines Knaben. Die Augen ruhten mit schlechtverhehlter Bewunderung auf dem Gesicht der schönen Frau, die sich seine jugendhafte Verehrung mit einem Gemisch von weltlicherem Selbstbewußtsein und mütterlicher Rücksicht gefallen ließ. Er trug zwei Tennisschläger und ein Netz mit Bällen in der Linken. Lustig plaudernd schritten sie dahin.

Plötzlich wies die Dame mit leicht-erhobenem Sonnenschirm nach vorn. "Wie mein Mann wieder drauflosjagt."

In der Ferne tauchte die Gestalt eines stramm galoppierenden Husaren auf.

"Haben gnädige Frau den Herrn Rittmeister schon jemals Schritt reiten sehen?"

Der junge Mensch mußte, daß die schöne Frau neben ihm stolz war auf ihren schneidigen, tollkühnen Mann. Wie oft hatte er die zärtlichen, lieblosenden Blicke bemerkt, mit denen sie die sehnige, prächtige Reitergestalt ihres Mannes betrachtete. Ja, zum Tennisspiel durfte er, der junge Leutnant, sie begleiten, aber ihre ganze Frauenliebe und -bewunderung gehörte dem nicht gerade liebenswürdigen Soldaten, der offen gestand, daß es für ihn nichts, aber auch gar nichts Schöneres gäbe, als auf schnellem Roß vor der Schwadron herzujaufen.

Jetzt war der Rittmeister heran. Mit Mühe brachte er das schäumende Tier zum Stehen.

Still, du, willst wohl Kurbettierkomödien spielen, he? — Tag, Karla, Tag, Bredow. Na, wieder mit dem Holzfädel gesockelt?"

"Lieber Heinz, laß doch deinen Spott. Ich gönne es dir doch auch, wenn du sogar auf der Straße Rennübungen veranstaltest."

Guter Reitweg hier, liebes Kind. Außerdem — schwinde du gern deinen Tennissäbel. Sonst aber — Attila mehr wert als Ihr weißer Konditoranzug, lieber Bredow."

Herr Rittmeister —

"Na, na, immer sachte. Mir ist 'n Gaul mal sympathischer als 'n Tennisschläger."

"Willst du noch weit, lieber Heinz?" fragte die Frau ruhig.

"Nur den Gaul 'n wenig warm machen. Bredow, wenn Sie nicht von Karten oder Würfeln erwartet werden, leisten Sie meiner Frau Gesellschaft und verleben den Abend mit uns. Ist dir doch recht, Karla?"

"Kann ich jetzt nein sagen?" lachte die schöne Frau scherzend, "kommen Sie, Herr Leutnant. Auf Wiedersehen, Heinz, recht bald, denn der Gaul schäumt ja schon."

"Wiedersehen — los," und fort war der Rittmeister.

Sie saßen in des Hausherrn Zimmer. Dem Leutnant wäre die geräumige Glasveranda lieber gewesen, von der aus man den Blick auf den weiten Garten hatte, wohin der süße Duft der Rosen und das Jubilieren all der Sommervögel drang.

Aber Frau Karla saß am liebsten im Zimmer ihres Mannes. An den Wänden hingen Beweise von Rehböden und Hirschen, Jagdslinten, alte Waffen, darunter zwei kostbar gearbeitete ungarische Reitersäbel, und zwischen allem über dem Schreibtisch ein mächtiges Bild — der deutsche Kronprinz in fliegendem Saus vor seinem Husarenregiment her.

Der Kronprinz! Wie oft hatte Frau Karla ihres Mannes Augen blitzen sehen, wenn vom Kaisersohn die Rede war.

Auf dem Schreibtisch lagen nur wenige Bücher — Reglements und ein grüngelbendes Buch — die schlichten Jagdergebnisse des Kronprinzen.

Beiß der Ruck, R. S. möge es verzeihen; aber das habe ich mit ihm gemeinsam, ich führe auch lieber Bügel und Flinte als den Federhalter," pflegte der Rittmeister jedesmal zu poltern, wenn er sich an den Schreibtisch setzte.

Frau Karla saß mit ihrem jungen Gast da. Man plauderte über Beförderungsaussichten, Kameraden, Regimentsdamen, über Rennen, Pferde und die russischen Blindhunde, die die Kommandeuse sich jetzt erst angeschafft. Als der Leutnant jetzt mit allzu offensichtlicher Bewunderung stumm entzückt in ihr von dem goldenen Abendsonnenschein umflossenes Gesicht blickte, sagte sie doch ein wenig vertört: "Sie sind ja so schweigsam, als hätten Sie den ganzen Standal von Serajevo zu unterzucken."

Er riß sich zusammen.

Mit Damen spricht man nicht über Politik, und ein Soldat kümmert sich nicht um Politik."

"Danke für die Belehrung, Herr Großpapa," entgegnete sie lachend, "übrigens was wird Ihrer Ansicht nach aus der empörenden Sache herausbraten?"

Er zuckte die Achseln.

"Viel Geschrei und wenig Wolle," meinte er dann.

"Was heißt: wenig Wolle?"

"Friede — Schlummer — Friede."

"Wenn Sie doch recht hätten! Bredow, starren Sie mich nicht so erstaunt an. Ja, ja, ich bin Soldatenfrau und gönne meinem wilden Gatten die Erfüllung seines innigsten Wunsches. Aber, Bredow, und sie wurde ernst, "Sie wissen, mein Mann ist ein hitziger Tollkopf. Bredow, Sie sind in seiner Eskadron, versuchen Sie ihn von den größten Waghalsigkeiten abzuhalten. Wollen Sie, Bredow?"

Zum erstenmal sah er Tränen in den Augen der schönen Frau. Ungestimmt führte er ihre hingestreckte Rechte an die Lippen.

"Ich schwöre es Ihnen."

"Danke, danke."

Draußen wurde eine Tür aufgerissen, heller Sporenklang, ein forscher, eilender Schritt. Und der Rittmeister trat frisch und elastisch ins Zimmer.

Famos, die Serben wollen Kinderliedchen machen. Na, diesmal wird Staat Sabburg wohl aufs Ganze gehen. Ich



traf Dr. Jenzgen vom Tageblatt, er meint auch, daß es wohl losgeht. Will übrigens heute Abend, wenn er telephonischen Bescheid aus Berlin hat, Nachricht herschicken. Donnerkeil, Bredow, Tennisschläger in die Ecke, Säbel raus, druff uf die Kosaken."

"Aber soweit ist's doch nicht."

Der Bursche räumte gerade die Tafel ab, als die Nachricht kam: "Krieg zwischen Oesterreich und Serbien."

"Hole Wein raus, Karl, den 1911er," rief der Rittmeister, "die Banditen in Belgien würden nicht solche Schnauze — verzeih, Karla, riskieren, wenn nicht die Petersburger mit bei der Partie sein wollten."

"Pinnings," und der Rittmeister hob das Glas, "mein Vater erzählte gern, daß sein Großvater mit seinen Kameraden vorm Auszug anno 1813 mit dem guten Tropfen aus dem Kometenjahr 1811 angestoßen habe. Wir wollen uns an den 1911er halten. Es lebe Deutschland!"

Die Gläser klangen hell zusammen.

Die schöne Frau sah bang fragend zu dem jungen Leutnant hin. Doch auch auf dessen Wangen brannten jetzt heiße Flecke, und seine Augen blühten voll Reiterlust.

Doch beim Abschied fing sie seinen ernststen Blick auf, und sein Händedruck war so fest, als wollte er sein Versprechen erneuern.

stolzen Reiter blickten. Ach was, Frant-tireurs, Lumpengesindel, Prim von oben durch, weiter, vorwärts. Lustige Geplänkel mit feindlichen Reiterpatrouillen, Rosswehern, Eisenklirren! Verwegene Ritt in stiller Nacht, um sie her dunkles unbekanntes Land, über ihnen der weite Sternenhimmel, dieselben Sternbilder, die ihnen in der fernen Heimat geleuchtet, wenn sie mit der Liebsten sich heimlich trafen und leise Arm in Arm den Feldweg zum Dorf hinaus gegangen waren. Raus aus dem Sattel, wenn den Kameraden ein tüdishes Geschöß dahinkrafft, ein kurzes Gebet, und weiter, vorwärts.

Dann aber kam die Zeit, als der Säbel ungeduldig in der Scheide schlum-



Deutsche Soldaten an einem Teeverkaufsstand in einer Stadt Russisch-Polens.

Wir bringen hier ein Stimmungsbild aus Russisch-Polen. Deutsche Soldaten holen sich an einem an einer Straßenecke errichteten Verkaufsstand Tee. Wenn sie im allgemeinen diesem russischen Nationalgetränk nicht viel Geschmack abgewinnen können, so wird es ihnen immerhin bei der Kälte und nach den Entbehrungen im Felde ein willkommener Labetrunk sein.

"Aber — " meinte die schöne Frau zögernd.

"Aber Rußland wird's nicht ohne Frankreich tun," unterbrach sie der Rittmeister und schlug sich wie ein hocherfreuter Junge auf die Oberschenkel, "da kriegen wir also den langbesprochenen Zweifrontenkrieg. Jammersehade, daß Wolffe und Waldersee das nicht erleben dürfen."

Er sprang auf und stand spreitbeinig vor dem mächtigen Bild überm Schreibtisch.

"Gratuliere, R. S., jetzt dürfen wir zeigen, daß der Säbel mehr wert ist als Tinte und Feder."

Der Bursche brachte den Wein.

"Lanzen tief, gezückt das Schwert,  
Sturmwind segt's Gelände.  
Neben uns auf schwarzem Pferd,  
Schädel, Knochenhände,  
Reite, klappriges Gestell,  
Reite mit uns, Sturmgeseß!  
Heut gibt's reichen Sensenschnitt,  
Reite mit uns, Tod, reit mit!"

Waren das prächtige Wochen gewesen für die frischen, frohen Reiterherzen.

An sonnenglihernden Tagen über die Felder, durch grüne Wälder. Ueber ihnen pläzende Granaten, um sie her tausende Kleingeschosse. Immer durch, drauf! Wie in den belgischen Nestern die Bewohner mit feindseliger Bewunderung auf die

mern und der Karabiner immer mehr in Tätigkeit treten mußte.

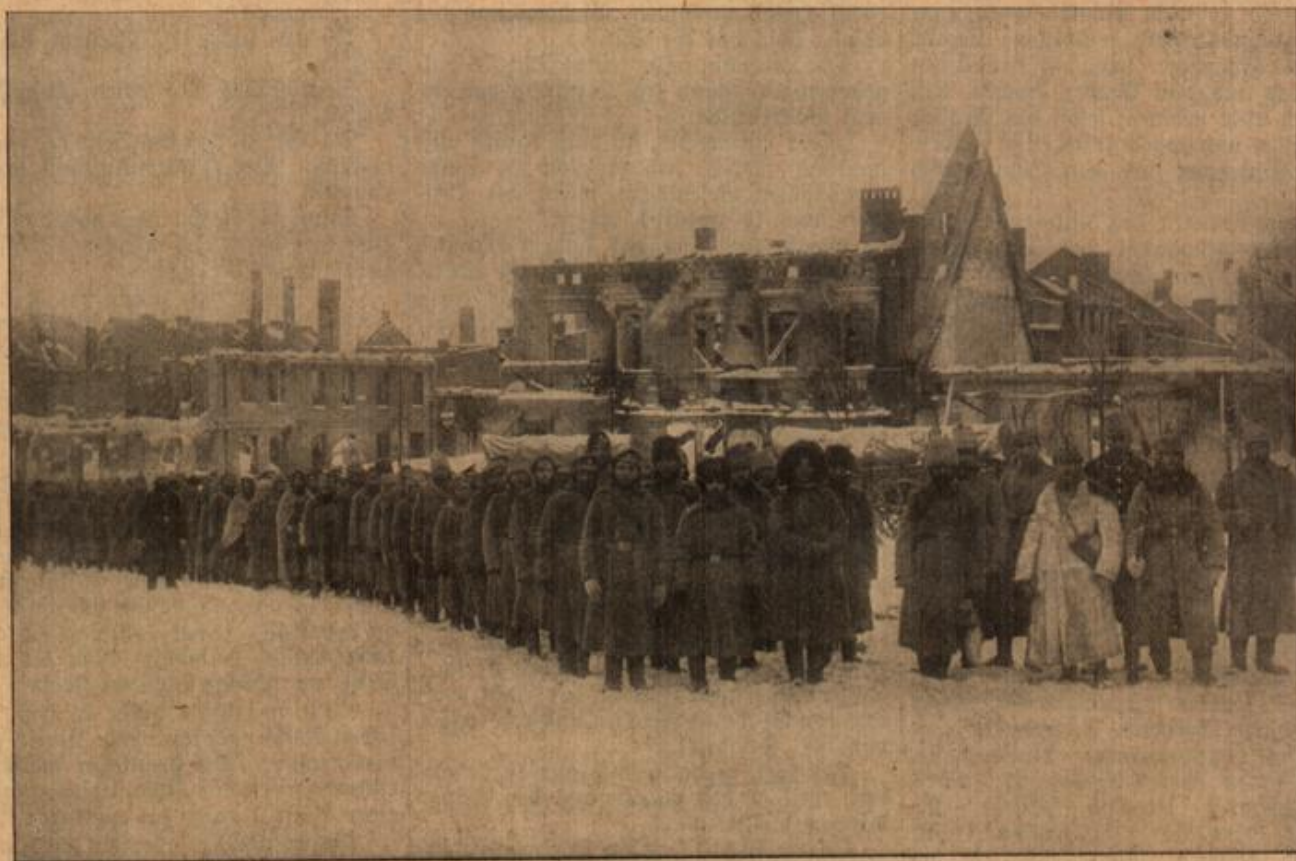
"Verwünscht, dreimal verwünscht," schimpfte der Rittmeister, als er seine Eskadron zum erstenmal in den Schützengraben führte. "Damals, als ich noch die Wahl hatte, bildete man sich ein, daß man nichts als Kavallerist werden könnte. Wie ich jetzt aber den Weddigen und die Kerle alle beneide. So'n Unterseeboot, was meinen Sie, Bredow."

"Ja, diese Maulwurfsgräben hier — " "Na, man tue seine Pflicht, wohin S. M. einen stellt, basta."

Aber in den Unterständen hielt er es nie lange aus. Er ging von Veritt zu



## Opfer des Krieges



Gefangene Russen auf dem Transport in einer ostpreussischen Grenzstadt.

Hofphot. Rühlwinds.

Unser oberes Bild zeigt einen Transport gefangener Russen in einer Grenzstadt unser östlichen preussischen Provinz. Mehr noch als die armen Opfer des Krieges im Vordergrund ziele die Trümmer im Hintergrunde die Blicke des Beschauers auf sich und lassen ihn aufbegehren über die blinde Zerstörungswut, die hier getobt hat. Ein Opfer des Krieges ist auch der kolossale Panzerturm des Antwerpener Forts St.-Philippe. Die Engländer haben ihn selbst zerstört, als er ihren Zwecken nicht mehr dienen und den in Antwerpen einrückenden Deutschen nicht mehr gefährlich werden konnte. Vor dem Turme sehen wir den Hafenskommandanten Admiral Bouran mit einigen Offizieren. Bei ihnen als Hauptmann der bekannte Schriftsteller Dr. Bloem.



1. Admiral Bouran, Hafenskommandant. 2. Hauptmann Ringe, sein Adjutant. 3. Hauptmann Bouran. 4. Oberleutnant Imhof. 5. Hauptmann Walter Bloem.

Vor dem durch die Engländer gesprengten Panzerturm des Antwerpener Forts St.-Philippe.



Veritt, polterte herum, sah nicht sehr vorsichtig über den Rand des Schützengrabens hinüber, ob er nicht einmal einen englischen „Landknecht“ entdecken könnte. Wenn die Essenholer trotz des feindlichen Geknatters aus dem Graben trochen, ließ er es sich nicht nehmen, selbst den Graben zu verlassen und ungedeckt stehen zu bleiben, bis die Essenholer aus dem Schutzbereich waren.

Bredow bemerkte des Rittmeisters fortgesetzte Unvorsichtigkeit mit Unbehagen. Er dachte an Frau Karla und das Versprechen, welches er ihr gegeben hatte.

Finden die Essenholer nicht auch ohne Aussicht ihren Weg, Herr Rittmeister? wagte er an einem Abend, als sie sich den Luxus von Glühwein leisten konnten, zu fragen.

Die Leute, die sich den famosen englischen Geschossen aussetzen, sollen wissen, daß ihr Rittmeister auch auf die Schießerei pfeift.

Aber dann kann ich Herrn Rittmeister doch mal ablösen —

Quod licet Jovi — na, ich schweige schon. Nichts für ungut, Bredow. Prost.

Als der Rittmeister am nächsten Morgen aus seinem „Schlafzimmer“ troch und über den vorderen Grabenrand zum feindlichen Schützengraben hinüberlugte, glaubte er zu bemerken, daß es drüben außergewöhnlich lebendig hergehe. Er reckte sich, aber als er immer noch nicht genügend entdecken konnte, stieg er die hintere Grabenwand hinauf.

Bredow,“ rief er, kommen Sie doch mal raus, aber bringen Sie Ihr Glas mit; denn mir scheint, drüben die Kerls rühren sich.“

Als v. Bredow neben seinem Rittmeister stand, pfffen schon die ersten Kugeln herüber.

Der Feind ist nicht stärker als vorher,“ meinte der Leutnant, noch immer das Glas an den Augen.

Na, denn nicht, liebe Seele,“ und der Rittmeister klemmte gelassen die Häute gegen die Hüften, „übrigens schöner Morgen heute.“

Es hatte gereift, und auf der wie mit seinem Zucker gestreuten Gegend lag glitzernd der rötlich-goldene Schein der Morgensonne.

Das feindliche Feuer wurde stärker, die drüben schienen den beiden ihre Redheit übelzunehmen.

Wollen wir unsern Morgentaffee einnehmen, Herr Rittmeister?“ fragte Bredow, der an die schöne blonde Frau daheim in der Garnison dachte.

Nachher — gleich. Aber tatsächlich, ein herrlicher Morgen.“

Aber der Kaffee wird kalt, Herr — Sie haben aber auch gar kein Verständnis für Poesie, lieber Bredow.“

Hat es Zweck, sich unnütz in Gefahr zu begeben, Herr Rittmeister.“

Die Feinde schossen immer lebhafter. Haben Sie Angst?“

Ich nicht —

Herr, glauben Sie etwa ich? Wissen Sie, wir lutschen in diesen paar Minuten dem Feind allerlei an Munition ab.“

Ein Geschöß riß Bredow den Tschako weg.

„Gallo,“ rief der Rittmeister lustig, „übrigens — diese bereifte Landschaft — es ist Herbst geworden, Bredow, und der Winter steht vor der Tür.“

Der Leutnant hatte seinen Tschako aufgehoben und stand jetzt dienstlich vor seinem Vorgesetzten.

Herr Rittmeister, ich muß darauf aufmerksam machen, daß es nicht im Sinne allerhöchsten Befehls ist, wenn wir Offiziere uns so zwecklos opfern.“

Mochte der Ton des jungen Mannes reichlich schroff klingen, jedenfalls starcte der Rittmeister ihn an und sagte dann schneidend zwischen den Zähnen: „Feigheit!“

Herr Rittmeister —

Der Leutnant war leichenbläß geworden.

Schon gut. Nach dem Kriege stehe ich zu Ihrer Verfügung —

Der Satz war noch nicht beendet, da schlug der Sprecher die Arme zurück und sank in die Arme des Leutnants.

Nun hatte er ihn doch nicht schützen können, wie er es der schönen Frau versprochen hatte. Und ein Wort brannte quälend in seinem Innern, das Wort, welches den Soldaten wie kein anderes treffen muß — „Feigheit.“

Herrgott, er hatte doch nur so gehandelt, weil er den andern aus der Gefahr bringen wollte.

Gegen Mittag kam der Regimentsadjutant in den Graben. Bredow meldete, was geschah. Er übernahm die Führung der Eskadron, und der Adjutant entfernte sich mit dem Bemerkten, daß in der Nacht ein feindlicher Angriff zu erwarten sei.

Und wirklich wurde es nach Dunkelwerden vorn beim Feinde lebendig. Beim Aufklappen der Leuchtraketen sahen die Husaren, wie der Feind plötzlich den Graben verließ und nach vorn schnellte.

Bei, prasselte das Feuer der Karabiner. Neue Leuchtraketen stiegen auf. Der Feind mußte Verstärkungen erhalten haben, denn in den Augenblicken, wo die weißen Kugeln aufklammten, sah man, wie das Gelände zwischen den Gräben von Feinden wimmelte.

Auch rechts und links mußte der Feind die Nachbargräben angreifen.

Hatten die Husaren in den letzten Tagen auch mit Patronen gespart, jetzt prasselten die Geschosse hinein in die Dunkelheit. Schon hörte man englische Laute — „go on“ — „damned“ — „death and —“

Ja, Tod und Teufel,“ rief v. Bredow grimmig lachend, „pfeffert rein, Kamraden, immer rein.“

Mör'risch knatterte das Feuer.

Donner, wenn jetzt die Jungen ihre Gänge hätten und ihre Lanzen! Der Mannerrausch der Schlacht überkam v. Bredow. Feigheit?“

Er lachte wild.

Mar?! Nur Attade! Hurra!“

Und plötzlich waren sie draußen, die wackeren Husaren. Mit den Kolben drauf! Andere hatten die Säbel gezogen. Und ein erbarmungsloser Kampf Mann gegen Mann, Stahl gegen Stahl begann.

Fast unheimlich still war es in der nächsten Viertelstunde. Nur hier und da

der Knall eines Offiziersrevolvers. Nöchelnde Laute, unterdrückte Flüche.

Feigheit?“

Wieder suchte v. Bredow sich einen Gegner.

Sein Säbel traf einen großmäuligen Briten.

Da aber — von der Seite her ein Bajonettstoß. Der Husarenleutnant brach zusammen.

Durch die Nacht, über das dunkle Feld aber brauste es jauchzend: „Deutschland, Deutschland über alles —“

Der Feind war blutig zurückgeworfen.

Am Himmel funkelten die Sterne. Mit mattem Blick sah v. Bredow hinaus.

Wald — wie bald schon würde man in der Garnison wissen: „Die und die Offiziere des hiesigen Husarenregiments sind bei \*\*\* in Nordfrankreich gefallen.“

Auch sie wird es erfahren, wird hören, daß auch v. Bredow dahinnußte. Aber sie wird nur wie abwesend nicken und immer nur an den einen denken, um den einen trauern — um den toten Rittmeister, der so oft offen zugab, daß er sich am wohlsten an der Spitze seiner dahinjagenden Eskadron fühlte — wohler noch als an der Seite der schönen blonden Frau.

Halb bewußtlos hörte er, daß in derselben Nacht noch stürmende Linien an ihm vorbeirasteten. Die Deutschen machten mit eingetroffenen Infanterieverstärkungen einen Angriff gegen die englischen Gräben.

Als er nachher aber ein vielstimmiges „Hurra!“ hörte, hob er noch ein wenig den Kopf. Ein Wort durchzuckte ihn: „Feigheit?“

Dann aber — in letzter Anstrengung ein letztes, gestammeltes Wort: „Hurra!“



## Zwei Mütter.

Von A. Ferno.



In einer stillen Seitenstraße trafen sich die einstigen Schulgefährtinnen und Jugendfreundinnen nach Jahren wieder, in denen sie nichts von einander gehört hatten. Tiefe Trauer trugen sie beide und wohl nur der Gedanke an gleiches Leid und gleiches Schicksal, das der Krieg über sie verhängt hatte, wie über vieltausend andre Mütter, ließ sie einander ansehen.

Und in dem Augenblick, da sie sich erkannten, wußten sie auch, was ihnen genommen: die einzigen Söhne.

Es war ein Hauch des Verstehens, des Fühlens — es war wie eine Mahnung an die einstige, im Strudel der Zeit und des Lebens verloren gegangene Freundschaft.

Aber nun war die Freundschaft wieder da — als hätten sie sich gestern getrennt, so begrüßten sie sich.

„Gertrud!“

„Josephine!“

Und sie blickten einander in die Bäume, in die das bitterernste Leben und heiliger Schmerz ihre unverwischbaren Runen geschrieben hatten, und die grauen tränenlosen Augen Gertrudes tauchten sich in die blauen der Freundin, die früher solchen



strahlendfrohen Blick hatten. Das war verloren gegangen, aber dafür war ein eigentümlich sieghaftes Licht darin geblieben. Ein paar Schritte nur — der stille Park nahm sie auf und wie in schweigender Verabredung setzten sie sich auf eine einsam stehende Bank. Die schwarzen Schleier blähten sich um die feinen Köpfe. Gertrud v. Kilseners Haar war ergraut, Josephine Bertows lag noch dunkelblond und glänzend über den Schläfen.

Und Gertruds Stimme sprach zuerst: „Ich hab' es nicht in den Verlustlisten gefunden, wo ist dein Werner gefallen — oder an Wunden gestorben? Dann hast Du wenigstens sein Grab — ich habe gar nichts — Ludwig fiel bei Ramur — im gemeinsamen Grab mit Kameraden bestattet — vielleicht kann ich es später mal sehen.“

Gertruds Gedanken eilten zurück — ach ja — Josephines Einziger war damals Offizier geworden, sie hatte ihn einmal gesehen, als er zum ersten Mal die Leutnants-Uniform getragen hatte — und sie mußte, sie hatte damals gewünscht, ihr Werner möchte auch Offizier werden — aber dessen Begabung war nur sehr gering — er würde das nicht erreichen — vielleicht anders — ebenso gutes leisten können — wenn er nur strebsam würde, nur den vierten Teil so strebsam, wie der Jüngling, der da strahlend vor Wonne vor ihnen stand!

Das war, als sich die Freundinnen zum letztenmal gesehen hatten, Josephine hatte es wohl vergessen, aber in ihr Herz hatte sich im Lauf der Jahre dieses Bild wie mit Eisengriffel hineingezeichnet. Als sie merkte, daß die Freundin eine Antwort erwartete, öffneten sich die zuckenden Lippen:

„Werner starb — an einer schweren Gehirnkrankheit — einen langsamen bitteren Tod.“

„Du hast ihm die Augen zudrücken, du hast an seinem letzten Lager weilen, du hast ihn zu Grabe geleiten können, du hast sein Grab — das ist doch etwas von ihm — ist doch etwas Trost.“

Da sahen die grauen leibvollen Augen, die von tausend geweinten und vieltausend ungeweinten Tränen erzählten, die Freundin an mit so wehem Blick, daß es Josephine ins tiefste Herz drang.

„Ach — Josephine — doch, wie trostlos das ist — hätte ich ihn doch lieber auf dem Schlachtfeld dahingeben dürfen zur Ehre des Vaterlandes, als so — es wäre doch neben dem Leid, das wir alle tragen, auch etwas Stolz, daß wir sie dahingaben, daß wir sie erzogen haben zu pflichttreuen, kampffrohen Männern, auch wenn das Waffenhandwerk nicht ihr Beruf war. Der Krieg fordert ja doch alle, alle zu den Taten. Wie stolz dürft Ihr alle sein, wenn sie auch draußen in fremder Erde Grab ruhen —“

Josephine drückte der Freundin Hand, nun konnte sie mit einem Male in den Namen lesen, die das Leid um einen charakterlosen Sohn, den ihre Liebe und Fürsorge nicht hatte leiten und zum Mann machen können, in die fremden Züge geschrieben hatte.

Da sah sie die alte Geschichte von Schlafheit und Energielosigkeit, von

Selbstsucht und Vergnügungswut, von falschem Hochmut und feigem Besserwissen und da sah sie, wie das Mutterherz wohl oft im Kampf gewesen mit dem Verstand, mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit, einen Mann aus ihm zu machen, der zeit lebens ein großes Kind geblieben war. Ihre Hand und ihre Energie waren erschöpft; wie oft, wie oft hatte sie ihm geüht — und doch auch nicht zürnen können, weil des leichtfertigen Vaters Erbteil in ihm rege wurde — sie hatte ihn trotz alledem, immer nur lieben und wieder lieben können, immer nur hoffend, daß er schließlich doch aus der unwürdigen Gesellschaft, in der er sich wohl rühnte zu ihr zurückkehren würde. Und — er kehrte zurück! Während seine Schulameraden, seine Vettern, seine Bekannten, seine Nachbarn sich rüsteten und auszogen in den heiligen Krieg, in dem man ihn nicht gebrauchen konnte, seines schwachen Herzens wegen — kam er zu sich selbst — nicht gezwungen, freiwillig kehrte er heim, versuchte er, der Mutter etwas zu sein — was er ihr nie sein konnte. Aber sie zeigte es ihm nicht — sie war geduldig und langmütig mit ihm, bis ein schwerer Anfall seines Leidens ihn auf das Krankenlager warf.

In der Stille der schweren Pflege, in langen Nachtstunden rang sie sich durch — auch eine Heldin, wenn sie auch keinen Helden zu geben hatte. Ihr bangte nicht vor dem Ende — nicht vor der Einsamkeit — mit ihren Gedanken suchte sie, in stiller Nacht wachend, die tausende von Müttern auf, die ihre Söhne draußen mußten in Schlacht und Not und Tod — oft ohne eine Ahnung, wo sie nun weilten, die Tapfern, die das Vaterland gerufen. Ach — sie hätte so gern, so brennend gern auch einen tapfern heldenhaften Sohn gegeben — aber kein Gebet und kein Flehen der furchtbaren Jahre der Not, in denen sie einzusehen begonnen, daß es anders beschossen sei, hatte ihr dieses Glück geschenkt.

Dann zog ein rührendes Rächeln über die gramvollen Züge, als sie der Freundin Hand drückte:

„Also auch eine Heldinmutter — Josephine — und ich war eine schwer geprüfte Mutter.“

Sie konnte nicht weitersprechen, sie konnte der vergangenen leidvollen Jahre nicht gedenken, sie wollte auch der besten Freundin Mitleid nicht, weil sie die Mutter eines „verlorenen Sohnes“ gewesen, der erst in zwölfter Stunde, sterbend fast zu ihr zurückgekehrt war.

Ach nein! Das alles galt es zu verbergen, das waren doch auch sieben Schwerter, die ihr Herz zerrissen hatten und die Wunden bluteten noch, während die Gewißheit heldenhafter Söhne die Wunden der Heldinmütter linderte und heilte.

Die Dunkelheit ging hernieder — es wurde kühl und feucht, die beiden erhoben sich und reichten sich die Hände. Sie sagten nicht: „auf Wiedersehen“, sie wußten, daß die alten Fäden der Jugendfreundschaft sich nicht wieder knüpfen ließen — aber sie schieden mit treuem Händedruck.

Und sahen einander in die ernsten Augen mit fast gleichen Gedanken.

„Auch eines Helden Mutter,“ dachte Gertrud.

„Auch eine Heldin als Mutter,“ dachte Josephine.

Dann gingen ihre Wege auseinander — und immer größer wurde die Entfernung zwischen den beiden wehenden Trauerschleiern.

### Wie Mutters Jüngster starb.

Fern zu blauen Tiefen  
Sinkt der Sonnenkahn,  
Weiße Engelsköpchen  
Schweben ihre Bahn.

Engelsköpchen — Wolken,  
Nicht mit rosa Saum . . .  
Abendrot verchleiht sich  
Wie ein Rosenraum . . .

Ein Soldat liegt sterbend,  
Still auf weichem Plan, —  
Sieht ihn glänzen und sinken  
Dort, den Sonnenkahn . . .

Flüstert einen Namen  
Leise noch — „Marie“; — —  
Hörst du's, fern, du Süße? —  
Er vergaß dich nie . . .

Aufwärts zuckt die Rechte,  
Die so viel pariert, —  
„Heil dir, Heil, mein Kaiser“, —  
Und er — salutiert . . .

Tastet dann noch milde, —  
Faßt nach dem Gewehr, —  
„So — nun kann ich gehen  
Fort — zum großen Heer“ . . .

„Grüß dich nicht, Mutter,  
Besten Gruß gilt dir!  
Denke — jede Träne  
Stört die Ruhe mir“ . . .

Seine Seele breitet  
Weit die Flügel lei',  
Will empor sich schwingen  
Auf, zum Sternenkreis; —

Zu den Engelsköpchen  
Nicht und lockenkraus,  
Durch Frau Nachbars Rosen  
Heim in's Vaterhaus . . .

Eugen Stangen.

### Sonne.

Sonne, wer dein Leuchten liebt,  
Wird im Herzen tief verstehen,  
Daß es Menschenleben gibt,  
Die in dir die Gottheit sehen.

Wird verstehen, daß sich ihr Herz  
Betend kann ich dich verneken,  
Wird sein Auge sonnenwärts  
Selbst voll froher Andacht lenken.

Und dein Strahl wird seine Brust  
Dehnen wie den Schoß der Erden,  
Daß ihr zu der Menschheit Lust  
Blüt' und Frucht entwachsen werden.

Otto Bergmann.



# Die Fahne.



Die Fahne hoch, die  
Fahne hoch,  
Den Säbel led ge-  
schwungen;  
Der alte Gott ist immer noch  
Mit seinen Heldenjungen.

Wo unser Bannerband  
erscheint  
Als stolzes Sieges-  
zeichen,  
Gilt es nur Eins für  
unsern Feind:  
In Eile zu entweichen.

Bei, wie mein Köhlein  
vorwärts schnellst,  
Als ob es gutes ahne.  
Der Feind nimmt reich-  
lich Fersengeld  
Beim Anblick unserer  
Fahne.

Alfred Oppen.

## Ernst und Scherz

**Eine traurige Adoption.** Wie edel unsere in aller Welt als „Barbaren“ verschrienen Truppen zu handeln wissen, zeigt folgende Tat. Ein deutscher Offizier aus Homburg in der Pfalz, der in Frankreich beim Kampfe gegen Freischärler einen Gastwirt und dessen Frau erschießen lassen mußte, hat das vier Jahre alte Kind der Leute angenommen und seiner Frau heimgeführt, die keine Kinder hat.

**Wunderbare Rettung.** Ein Kriegsfreiwilliger aus Höchst am Main erhielt bei den Kämpfen um Lodz einen Schuß, der dicht hinter dem Auge in die Schläfe eintrat und unmittelbar hinter dem andern Auge den Kopf wieder verließ. Dem Mann geschah nicht der mindeste Nachteil. Das Geschloß hatte wunderbarerweise keins der wertvollen Organe des Gehirns verletzt. Nach wenigen Tagen schon war der Soldat geheilt. Als einzige Nachwirkung dieses Schusses verspürt er eine kleine Schwächung der Sehkraft des linken Auges.

**Die Heldentat eines Mustetiers.** Das Eisene Kreuz 1. und 2. Klasse hat der Mustetier Heinrich Müller aus Gees-

münde erworben. Er gehörte zu einer Maschinengewehrabteilung und hatte, nachdem die ganze Bedienungsmannschaft niedergeschossen war, seinen schwer verwundenen Unteroffizier aus der Feuerlinie getragen. Dann hatte er ganz allein das Maschinengewehr aus dem feindlichen Feuer herausgeholt und war nochmals zurückgegangen, um auch die Munition zu retten. Aus drei Wunden blutend verschloß er sodann die ganze Munition und säuberte damit zwei in der Nähe liegende feindliche Schützengräben. Hierbei trug ihn ein vierter Schuß in den linken Arm.

**„Sein Krieg.“** Iswolsti, der russische Botschafter in Paris, ist bekanntlich einer der größten Kriegsbeher seiner Landes. Bei Ausbruch des Krieges soll er freudig ausgerufen haben: „Das ist mein Krieg.“ — Hoffen wir mit aller Zuversicht, daß er mit diesem Ausspruche ebenso trübe Erfahrung machen wird wie 1870 die Kaiserin Eugenie, die jenen deutsch-französischen Krieg „Ihren kleinen Krieg“ nannte.

**Woher das Wort „Gas“ stammt.** Jetzt, da in Befolgung des kategorischen Imperativs „Koch mit Gas“ der mit Gas bezeichnete luftförmige Stoff sehr populär geworden ist, ist es vielleicht ganz interessant, etwas über die Herkunft des Wortes Gas zu erfahren. Es kommt wahrscheinlich aus dem Holländischen, und zwar auf fol-

gende Weise. Der berühmte Alleswisser Paracelsus hatte den luftförmigen Stoff spiritus sylvestris genannt. Der Holländer van Helmont, der über denselben Gegenstand eine Abhandlung schrieb, setzte an Stelle des Wortes spiritus das holländische ghaast, welches dasselbe bedeutet. Ihm nachfolgende Gelehrte wandten die von ihm aufgebrachte Bezeichnung weiter an, die sich im Laufe der Jahre mit Rücksicht auf die leichtere Aussprache zu dem Worte Gas und schließlich zu Gas vereinfachte. Die Chemiker des vergangenen Jahrhunderts adoptierten dies Wort für alle luftförmigen Stoffe und so auch schließlich für den, der zu Beleuchtungs-, Koch- und Heizungs-zwecken jetzt so allgemeine Anwendung gefunden hat.

**Eine unfriedfertige Kompagnionschaft** bilden drei Tiere in Nordamerika, nämlich das amerikanische Fiesel, das unter dem Namen Brärlhund bekannt ist, eine gewisse Eulenart (*Athya cunctaria*) und die gefürchtete kleine Klapperschlange. Diese drei nämlich leben in Gemeinschaft, jedoch keineswegs, wie vielfach irrig behauptet wurde, in Zufriedenheit und Eintracht, sondern zu Kampf und Vernichtung. Die Klapperschlange stellt dem Brärlhund nach und sucht ihn in seinen unterirdischen Wohnungen auf; die Eule ihrerseits ist die geschworene Feindin der Klapperschlange und folgt ihr selbst unter der Erde, um sie hier wirklich zu vernichten. An eine besondere Freundschaft für den Eigentümer der unterirdischen Wohnung ist dabei kaum zu denken, im Gegenteil verpeist der gefräßige Raubvogel gelegentlich wohl auch ihn, wenn es ihm gelungen ist, über das gehägte Reptil den Sieg davon zu tragen.

## Rätsel-Ecke

### Buchstabenrätsel.

Es gibt einen Namen, wohlbekannt,  
Den führt manches Mädchen im deutschen Land;  
Ein einziges Zeichen füg' hinzu,  
Und statt des Namens findest Du,  
Eine schöne deutsche Errungenschaft,  
Die Zeugnis gibt von deutscher Kraft.

### Wortspielrätsel.

Du triffst mich sicher in Oesterreich an  
Willst Du meinen Namen erraten,  
Denn dort gebraucht mich der arme Mann  
Bis hinauf zum Aristokraten! —  
Doch siehst du mich fern auch jeder Zeit  
Auf stürmischen Wogen im Meere,  
Und bist du ein Feind, so hüt' dich!  
Ich setze mich tapfer zur Wehre!

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels aus Nummer 14:  
**Sauerbrunnen.**

Auflösungen aus voriger Nummer:  
der zweifelhafte Scharade: **Angstschweiß**; des  
Wortspielrätsels: **Wagen**; des Rätsels: **Freiheit**.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Jöring, Berlin.  
Druck: Jöring & Jägerholz G. m. b. H., Berlin SO. 16.